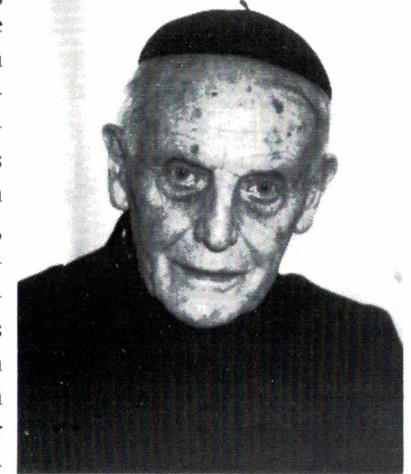


## Zum Gedenken an P. Johannes Evangelist Nussbaumer 7. Oktober 1904 bis 9. April 1991

Als Pater Johannes am Nachmittag des 9. April einer akuten Herzkrise erlegen war, reagierten die vielen Menschen, die ihn gekannt und verehrt hatten, mit Bestürzung und Betroffenheit. Der hochbetagte Greis war noch nicht müde, ungebrochen und ungebeugt ging er seinen Weg, und sein Geist war voll aufwach geblieben – ein beneidenswertes Alter! Ja, der 87jährige Pater Johannes war, wie man so sagt, in den Sielen gestorben. Wie seit Jahrzehnten hatte er in der Frühe vor sechs Uhr das Haus verlassen, um im Felsen-



heim in Sachseln die heilige Messe zu feiern. Das hatte begonnen, als die Caritas Schweiz in diesem Heim noch Flüchtlinge aus dem kommunistischen Osten betreute. Pater Johannes hatte zeitlebens grosses Interesse für Menschen fremder Kulturen, und er hatte auch eine eigene Gabe und Intuition, behutsam und geduldig müde Herzen wieder aufzurichten. Diese Fahrt nach Sachseln machte er immer noch am Steuer seines Autos. Wenn er zurückkam, begann bald sein Arbeitsalltag – jeden Tag Sprechstunde an Sprechstunde für italienische, spanische und portugiesische Gastarbeiter. In diesem Sprechzimmer wurde nicht nur deutsche Konversation geübt, Pater Johannes war Lebensberater, Klagemauer, Sorgenbrecher, Fürsorger, Arbeitsvermittler und allem voran Seelsorger.

Aber blättern wir in seiner Biographie zurück. Und da stellen wir fest, dass seine frühen Jahre bereits in ferne Dämmerung versunken sind. Pater Johannes hat praktisch eine Generation überlebt und er hatte sich nie in den Mittelpunkt gedrängt. Aus fernen Ländern und fernen Zeiten zu erzählen, da fehlte ihm einfach die Zeit und Musse. Er war ja geistig noch viel jünger als mancher Neu-Rentner, der es sich mit 65

Jahren im Fernsehstuhl bequem macht. Sicher könnte man einen eifrigen Archivmenschen beauftragen, in alten Akten zu stöbern, aber muss man unbedingt Dinge, die ein Mensch nie ausbreitete, nach dem Tode ans Tageslicht fördern?

Im Herbst 1919 kam Franz Nussbaumer in die 3. Gymnasialklasse nach Sarnen. Wir nehmen an, dass der Bub aus Rotmonten-St. Gallen, das damals noch zum Pfarrbereich Heilig-Kreuz gehörte, in St. Gallen die Sekundarschule, die katholische Fladenschule im alten Kloster, absolviert hatte. 1925 bestand er mit 22 Klassenkameraden seine glänzende Matura. Über die Freuden und Leiden dieser Maturaklasse hat jeweils Freund Dr. phil. Hermann Misteli aus Zuchwil an Klassentagungen homerische Gesänge vorgetragen. Franz Nussbaumer fand im Herbst 1925 den Weg ins Kloster Muri-Gries, mit ihm auch sein Klassenkamerad Josef Weiss. Ein Jahr darauf hiessen beide Neuprofessoren Johannes. Der eine, unser Pater Johannes, hatte den Apostel und Lieblingsjünger zum Patron erhalten, Josef Weiss erhielt den robusteren Täufer am Jordan zum Vorbild. Johannes Baptista Weiss wurde ein liebenswürdiges und herzensgutes Original. Er wirkte auf einigen Benediktiner-Pfarreien als Pfarrhelfer und Vikar und war überall ein Factotum, ein Mensch ohne Fehl und Tadel, den man einfach gern haben musste. Während unser Pater Johannes dünn und schwächling blieb, neigte sein Mitbruder zu körperlicher Vollkommenheit. Den Kampf gegen die Kilos hat er nie gekämpft. Er nahm das an ohne Qual und seelisch unbeschwert. Johann Baptist hatte eine dichterische Ader. Die Reime flossen ungerufen wie die Schweisstropfen von seiner hohen Stirne. Ein Jahr später kam noch Wilhelm Fäh, der spätere Pater Raphael, dazu, um das klösterliche Klassentrio zu vollenden. Pater Raphael wurde ein hoch- geschätzter Philosophielehrer und war Kollege unseres Johannes. Der von der französischen Spiritualität (Pierre de Bérulle, Franz von Sales) stark geprägte Pater Raphael ging seinen geistlichen Weg schnurgerade. Pater Johannes' Itinerar hatte auch Kurven, das war wohl durch die starke intuitive Kraft Nussbaumers bedingt – zum Ziele führten beide Wege.

Nach Priesterweihe und Primiz im Frühjahr 1930 kam Pater Johannes zum Studium der Alten Sprachen an die Universität Freiburg im Uechtland. Der Schüler von Professor A. Piccardt, einem Schlesier, schrieb eine Dissertation, die noch ganz der alten positivistischen

Lehrmethode zuzuordnen ist. Das Sprachstudium erschöpft sich vollständig in grammatikalischen, syntaktischen und rhythmischen Problemen. Die Interpretation einer Dichtung war kaum gefragt, zu gross wäre da für diese exakten Wissenschaftler die Gefahr, in unklare Randgebiete abzugleiten. Die Dissertation trägt den Titel «Die Figuren des Gleichklangs bei Euripides». Da wird das ganze Opus des Euripides auf Alliterationen, Silbengleichklänge, Wortwiederholungen usw. abgeklopft. Von der Riesenarbeit des Dissertanden gibt das Vorwort eine Ahnung. «Ich unterzog mich der Arbeit, und nachdem das Material beisammen war (etwa 20 000 Zettel) zeigte es sich, dass der Stoff ein grosses Buch ergeben würde und sich nicht in den Rahmen einer Dissertation zwängen liess. Ich begnügte mich damit, Antithese und Parisose beiseite lassend, mit der Darstellung der Figuren des Gleichklangs.» Das 215 Seiten starke Werk ist unlesbar, ein Sammelsurium von Zahlen, Statistiken, Tabellen und Zitaten. Wenn man bedenkt, dass dieses hochgelehrte Buch 1938 als Beilage zum Jahresbericht der Kantonalen Lehranstalt jedem Schüler von der achten bis zur ersten Klasse in die Hand gedrückt wurde, kann man nur den Kopf schütteln. Und dabei verstanden die Maturanden kaum mehr als ein Realist aus der ersten Klasse, der mühsam an den ersten französischen Sätzen herum-buchstabierte, damals beim pedantisch strengen Herrn Jodokus.

Wer später Pater Johannes als Griechisch-Lehrer erleben durfte, kann nur staunen, wie gründlich er sich vom positivistischen Formalismus seines akademischen Lehrers gelöst hatte. Seine Unterrichtsstunden hatten ganz andere Schwerpunkte. Da war einmal die Kultur der Interpretation. Die griechische Dichtung wurde als Kunstwerk erfasst. Ich denke aus Homers Ilias an den Schild des Achilleus. Da begannen die auf dem Schilde dargestellten Figuren auf einmal lebendig zu werden. Sie stiegen aus der in der Sonne glänzenden Bronze ins Leben zurück. Unvergesslich, wie er uns bei der Lektüre der Medea in das Wesen der Tragödie einführte! Wie lebensnah und aktuell wurde für uns Platons Apologie!

Der geliebte Lehrer verstand es auch, das Sprachkunstwerk akustisch näherzubringen. Wie las er homerische Gesänge, und wenn er Chorlieder des Euripides interpretierte, begann er zu tänzeln wie ein Lippizaner in der Spanischen Hofreitschule. Wenn ein Schüler, Verse lesend, zaghaft seiner Spur zu folgen vermochte, kam das lobende

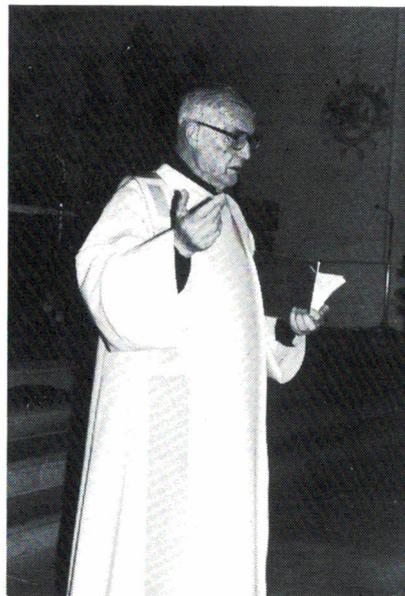
Wort: «Mein Herr, diesen Text haben sie verstanden. Man hört und merkt das beim Lesen. Sie können sich setzen!»

Und dann kam die Übersetzung. Das war Teamwork im besten Sinne. Unsere schriftlich vorbereitenden Sätze begannen schnell zu verblasen. Was Johannes da bot, war eigentlich Arbeit in zwei Phasen. Zuerst ging es um das korrekte Erfassen. Wer da meinte, man könne einfach aus dem ersten Übersetzungswort, das Menge bot, etwas machen, musste gründlich umlernen. Wenn die Übersetzung, nachdem Wort für Wort gewogen war, feststand, kam der zweite für ihn noch wichtigere Teil: die Verdeutschung. Das war stilistische Präzisionswerkstatt. Jetzt wurden die Schachtelsätze auseinandergenommen und aufgelöst in knappes, prägnantes Deutsch. Da waren alle gefordert, und auch er wirkte mit wie ein Mitglied vom Team. Wie freute es ihn, wenn da etwas Schöpferisches entstand und wenn Schüler beteiligt waren, die immer zuversichtlicher und selbständiger seinen Spuren folgten. Das konnten nicht alle Schüler, und manche hätten es lieber gehabt, wenn sie mehr messbare Übungspensen bekommen hätten.

Doch Schule und alte Sprachen konnten diesen lebendigen Mann nicht ausfüllen. Es war neben der Haupttätigkeit immer eine völlig andere, meist unkonventionelle Beschäftigung, die ihn fesselte. Das war schon mehr als ein banales Hobby; denn auch da spielte Johannes wieder ganz mit, oft sogar beinahe fanatisch. Diese beiden Tätigkeiten, die pflichtgemässe und die neue, alternative, standen oft in Konkurrenz. Mit der zweiten Tätigkeit betrat er Neuland. Da konnte er Entdeckungen machen. Johannes liebte diese Spannung.

Zu unserer Kollegizeit war er daran, die angelsächsische Kultur zu entdecken. Alte und neue Sprache, antike und moderne Kultur von Weltreichen lagen da im Wettstreit. Die englische Sprache konnte Pater Johannes viel neue Erfahrungen und Entdeckungen bieten. Jeden Sommer reiste er nun nach England, und in den wenigen Wochen assimilierte er so viel Angelsächsisches, wie er nur konnte. Mit der Zeit hat er auch etliche englische Spleens vom Inselreich aufs Festland geschmuggelt. Damals war er unvorstellbar und unnachahmlich vom englischen Football angefressen.

Als ich nach Jahren wieder als Pater an die Schule zurückkehrte, hatte er den Fussball schon weit hinter sich. Johannes war nun in eine akute marianische Phase eingetreten. «De Maria numquam satis.» Nun war



Johannes ganz erfasst vom marianischen Virus: Grottenandachten, Familienrosenkranz, Legio Mariae, Marianische Sodalität, Rosenkranz in Bildern und Rosenkranz-Kino – das waren Stationen seines marianischen Weges. Später ebte auch das wieder etwas ab, aber Johannes blieb bis zur letzten Stunde ein grosser Marienverehrer. Seine Entdeckung der marianischen Frömmigkeit war eine rational nicht ergründbare Überraschung, mit denen man bei Johannes einfach rechnen musste. Wieder kommt hier ein gewisser Zug zum Totalen zum Vorschein. Aus seiner Ma-

rienfrömmigkeit entstand eine marianische Grossaktion, ein eigentliches Unternehmen. Johannes wurde Verleger! Nussbaumer-Verlag! Er verfasste glühende Kleinschriften für das Volk mit rhetorisch schwungvollen Appellen. Diese Rosenkranz-Literatur übersetzte er in verschiedene Sprachen. Das Verlagshaus Nussbaumer war ein Einmannbetrieb. Der Verleger besorgte auch den Versand, und seine Pakete reisten rund um den Erdball. Gewinn- und Verlustrechnung wurde nie bekannt. Diese Geschäftsgeheimnisse waren geborgen bei der Mutter aller Mütter. Schliesslich kam noch die eigentliche Rosenkranz-Aktion. Ein ganzer Stab von Studenten und frommen Marienverehrerinnen knüpften Rosenkranzperlen an Schnüren auf. Wieviele Exemplare diese Rosenkranz-Manufaktur produzierte – sicher x-Tausende – weiss niemand.

Nicht vergessen darf man des Johannes Sonntagspastoration. Durch Jahrzehnte, Sonntag für Sonntag, stand die Reise nach Meiringen, Brienz oder Interlaken auf dem Programm. Und da kam noch eine Aufgabe dazu, die seine zweite Lebenshälfte immer mehr und immer klarer ausprägte. War Pater Johannes mit seinen polyglotten Kenntnissen der ideale Seelsorger in den Oberlandkurorten, bekam das



Sprachtalent durch die Kraftwerkbauten der KWO eine noch viel grössere Bedeutung. Da arbeiteten im Grimsel-Handeck-Gebiet Scharen von Mineuren aus den südlichen Ländern. Sie blieben wochenlang, weit von Dörfern und Städten, in ihren Baracken, umgeben von einem Hochalpenklima, an das sich Männer aus dem Süden nur schwer gewöhnen konnten. Ihnen brachte nun Pater Johannes die Frohe Botschaft und die Güte seiner einfühlsamen Persönlichkeit. Immer enger wurden die Bindungen dieser armen Leute zu ihrem Padre Giovanni. Pater Johannes hörte den Ruf dieser ausgetrockneten Seelen, und aus dem Ruf wurde eine eigentliche Berufung. Das war der Anfang. Sicher hat er selber damals nicht geahnt, was sich da anbahnte und wie das seine Lebensweise verändern sollte. Es ging nicht lange, und die italienischen Gastarbeiter hatten auch in Sarnen ihren auf sie zugeschnittenen Gianni entdeckt. Und dann kamen die Spanier und fanden Don Juan y Nogales oder Juan da Dios.

Und dann ging alles sehr rasch. Einer sagte es dem anderen, und dann war der Padre unversehens Mentor und Hirte einer Bevölkerung geworden, die Betreuung und Weisung, Geborgenheit und Heimat brauchte. Und so wurden auch seine Prioritäten neu gesteckt. Die



Belles Lettres traten in den Hintergrund; Padre Giovanni wurde von einem Leben eingeholt, das seine eigenen Dramen und Epen schrieb. Die Italiener, Spanier und Portugiesen waren ja Menschen, die zum Teil homerische Schicksale erlebt hatten, bis sie ins «Gelobte Land» kamen, von dem sie soviel erhofften. Volksgenossen brachten den neu Angekommenen zum Padre, und was dieser Mönch ausstrahlen konnte, kann kaum beschrieben werden. Im fremden Land war er so die erste Bezugsperson, der man ohne Ängste Vertrauen schenken konnte. Und dieser Prete

war nicht einfach ein freundlich lächelnder Philanthrop. Pater Johannes setzte sich für den neuen Gastarbeiter voll und ganz ein, dass der Fremde rasch und ohne grosse Enttäuschungen heimisch wurde. Er begleitete seinen Schützling auf die Büros von Gemeinde und Kanton, und weil P. Johannes mitkam, gab es viel positivere, Vertrauen erweckende erste Kontakte; denn den Padre kannten ja alle Beamten, und den meisten war er als Dolmetscher oder Übersetzer schon nützlich gewesen. Pater Johannes pflegte auch Kontakte mit den Arbeitgebern, und wenn irgendwo Sand im Getriebe war, Pater Johannes sprang ein und reparierte, so gut er konnte. Könnte nicht der Staat oder die Landeskirchen solche Tutorstellen schaffen? Aber so viel Herz und Gemüt könnte kein, auch noch so guter Fürsorger einbringen. Für seine Gemeinde hielt er am Sonntag abend, nachdem sich am Nachmittag die Italiener, Spanier und Portugiesen im Centro bei der alten Huetli eingefunden hatten, Gottesdienst in der Antoniuskapelle.

Wenn er am späten Sonntag nachmittag den Weg zu seiner «Pfarrkirche» unter die Füsse nahm, war er immer schwer beladen mit katholischen Zeitschriften, Gebetstexten – und mit Schokolädli für die Kinder. Am Montag besuchte er immer seine Filialgemeinde in Engelberg. Als Pater Johannes im April 1980 sein goldenes Priester-Jubiläum feierte, veranstalteten Italiener, Spanier und Portugiesen ein grosses Fest in unserem Theatersaal. Das wurde ein Familienfest von unvorstellbarer Herzlichkeit, spontan und unkonventionell. Da ertönten Melodien aus Napoli und Palermo, Andalusien und Asturien und aus dem fernen Portugal. Die Gastarbeiter hielten Reden, etwas schüchtern und linkisch, aber «con amore», und während auf dem Podium einer redete, war im Parterre ein ständiges Kommen und Gehen, und überall kletterten Kinder über Stühle und Bänke. Sie kamen mit Blümchen und Geschenklein oder einfach so, um dem Padre Nonno ihre Bambola zu zeigen. Der ganze Nachmittag war eine einzige Folge biblischer Szenen. «Lasset die Kleinen zu mir kommen!» Und wie aufmerksam die Organisatoren waren! Damit sich der Padre bei so viel Sang und Klang aus dem Süden nicht langweilte, hatten sie eigens für ihn eine Ländlerkapelle aus Giswil bestellt.

Die gleiche Herzlichkeit legten sie auch nach dem Tode an den Tag. Sie kamen in Grüppchen in die Totenkapelle, Eltern und Kinder, und weinten sich am offenen Sarg ihren Schmerz von der Seele. Und immer noch vergeht kein Tag, wo sie nicht wiederkämen an sein Grab, zu ihrem herzensguten Padre Giovanni.

P. Leo Ettlin